

Art *confessio* Stadlers wieder. Das dritte Buch: Ausgehend von der Evangeliumsverfilmung orientiert sich der Autor nun an einem Bild Caravaggios und findet sich hier zu einem Stelldichein mit einem merkwürdigen Trio ein: hier Salvatore, der Heiland, aber auch Stadler selbst als Suchender – dort Pasolini, der Unverstandene und das Opfer und letztlich Caravaggio, der Mörder und Maler.

„Mich fasziniert der Dichter im Film“, bekennt Stadler angesichts von Pasolinis Meisterwerk und bietet einen Schlüssel zum Verständnis seines Buchs an. Denn was ist es anderes, das der zum Schriftsteller gewordene Theologe Stadler sucht, als die Sprache, die die radikale Tiefe zu ermessen versucht, die unbegreiflich ist? In den Nachbemerkungen zu seiner Psalmenübersetzung schreibt Stadler: „Der Gesprächspartner der Psalmen ist Gott, der Ewige, in seiner Herrlichkeit. Dem Menschen bleibt fast nichts, als zu staunen, daß es einen Gott gibt, der so etwas wie den Menschen geschaffen hat, einen Gott, dessen Herrlichkeit alles überstrahlt und die unabhängig ist von der Existenz und vom Fortbestehen des ephemeren Menschen und seiner Welt“ (114f.).

Diese Ehrfurcht treibt Stadler an, und sie findet ihren starken Ausdruck im „Dazugehörigkeitsverlangen“. Dieses Verlangen ist fast als Philippika zu lesen, die Ehrfurcht, ja die Ästhetik der Religion und gleichzeitig ihre Konfrontation verteidigend gegen alle, in denen Stadler vermeintliche Relativisten sieht, die vom Matthäusevangelium nur zwei Worte, „Abba“ und „Amen“, als authentisch durchgehen lassen wollen. Die Exegeten seien zu Textmördern geworden, „sie haben den Text an sich gerissen und zerstückelt, daß nichts mehr von ihm übrig blieb“. Argumentiert Arnold Stadler als Theologe, der er ist, oder argumentiert er als Philologe, der er ebenso ist? Für ihn schafft der Text des Evangeliums

eine Realität, die nicht zurechtgebogen werden kann, und Pasolini und Caravaggio werden ihm zu Protagonisten, die unverfälscht die Unverfügbarkeit und Radikalität der Botschaft ausgesprochen haben.

Neben der Theologenkritik distanziert sich Stadler von Kapitalismus und Neoliberalismus; der Jüngling in Caravaggios Bild „Die Berufung des Matthäus“ sei aufgerufen, alles hinter sich zu lassen in der absoluten Nachfolge.

Die Lektüre läßt viele Literaturrezensenten ratlos zurück. Die Theologen werden das Buch als Anlaß zur Diskussion aufgreifen müssen. Denn die Frage ist aktuell: Wie soll heute Verkündigung erfolgen? Und: Was wird verkündigt? Stadler stellt sich mit seinem Buch an die Seite Pasolinis, dessen Christus – wie in den „Freibeuterschriften“ zu lesen ist – zur ewigen Opposition gegen den Kaiser, also gegen die Herrschenden, aufruft. Das nimmt Arnold Stadler ernst und setzt es literarisch um. Aus seiner Sicht warnt er Theologie und Kirche, sich selber in Wort und Tat zu neutralisieren. Man kann seine Thesen teilen oder nicht. Aber man muß sich mit ihnen befassen.

Martin Lätzel

HILZINGER, Sonja: *Elisabeth Langgässer*. Eine Biografie. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg 2009. 497 S. Gb. 29,90.

Elisabeth Langgässer war in der Nachkriegszeit eine vielgelesene und angesehene Autorin. Der Georg-Büchner-Preis wurde ihr postum 1950 für ein Schaffen verliehen, „das der deutschen Dichtung die Welt öffnete“. Heute tragen ein Gymnasium in ihrer Geburtsstadt Alzey und ein dort vergebener Preis ihren Namen, eine literarische Gesellschaft und die Familie der Dichterin kümmern sich um ihr Andenken. Doch nur wenige Bücher sind im Buchhandel erhält-

lich, eine kritische Edition ihrer Werke läßt auf sich warten.

Die umsichtige, akribisch recherchierte und vorzüglich lesbare Langgässer-Biographie von Sonja Hilzinger läßt auf eine Neuentdeckung hoffen. „Als begnadete Dichterin und professionelle Autorin, als Katholikin jüdischer Herkunft und der Kindheitslandschaft lebenslang verbundene Rheinhessin, als sinnliche Intellektuelle und als extrem polarisierende Persönlichkeit“ ist Elisabeth Langgässer eine exemplarische Figur der deutschen Literatur und des Kulturkatholizismus des 20. Jahrhunderts – mit allen Widersprüchen.

Hilzinger zeichnet die Lebensstationen der Dichterin minutiös nach, ohne den Blick auf die Zeitumstände zu verlieren. Zu den Erfahrungen der Kindheitsjahre gehören die Vorstellungswelt des katholischen Glaubens und die Landschaft des südwestlichen Rheinhessens, wo Elisabeth Langgässer am 23. Februar 1899 als Tochter eines vom Judentum zum Katholizismus konvertierten Architekten geboren wurde. Nach dem Besuch der Viktoriaschule in Darmstadt, wo sie von 1909 bis 1928 lebte, absolvierte sie ein Lehrerinnenseminar und wählte damit einen Beruf mit einem aufzehrenden zölibatären Arbeitsethos. Erschöpft registrierte sie, wie teilnahmslos die Arbeiterkinder die 84 von ihr liebevoll verpackten Weihnachtsgaben aus der Schule mit nach Hause nahmen.

Im Jahr 1929 zog Elisabeth Langgässer mit ihrer am 1. Januar desselben Jahres aus nichtehelicher Verbindung geborenen Tochter Cordelia zu ihrer Mutter nach Berlin; 1935 heiratete sie den Philosophen Wilhelm Hoffmann, mit dem sie drei Töchter hatte. Der kurzen Zeit literarischer Achtungs- und Anfangserfolge folgte 1936 der Ausschluß aus der Reichsschrifttumskammer. Den Nationalsozialisten war die jüdische Herkunft ihrer ersten Tochter Cordelia

nicht verborgen geblieben, die nach der antisemitischen Rassenarithmetik mit drei jüdischen Großeltern eine „Volljüdin“ war. Hilzinger zeigt eindringlich auf, wie Elisabeth Langgässer viel, nicht alles (z.B. die Emigration) versuchte, um die Tochter zu retten, bis zu deren Adoption durch eine spanische Familie. Aber die Gestapo stellte die Familie vor die grausame Wahl: entweder Auslieferung der Tochter oder Ächtung der gesamten Familie mit dem Judenstern. Gezwungenermaßen unterschrieb die vierzehnjährige Cordelia ihr, so schien es zunächst, eigenes Todesurteil.

Auch die verzögerte Wiederbegegnung (erst 1949) zwischen Mutter und Tochter – die die Konzentrationslager Theresienstadt und Auschwitz überlebte, sich nach 1945 in Schweden niederließ und später nach Israel auswanderte – schildert Hilzinger aus der Äquidistanz. Viele Leser neigen seit Cordelia Edvardsons Buch „Gebranntes Kind sucht das Feuer“ (1984) nachvollziehbar zur Seite der Tochter. Doch die Enkelin, Cordelias Tochter Elisabeth Hoffmann, hat mit eigenen Forschungen, vor allem mit der Herausgabe der Briefe Langgässers 1924–1950 (1990), zu einer distanzierteren Sicht auf die Dichterin beigetragen.

Überhaupt sind die Briefe Langgässers das Herzstück der Biographie. In ihnen kommt die Stimme der Dichterin am unverstelltesten, frei von Lügen, nicht aber von Widersprüchen, zum Ausdruck. So bittet Elisabeth Langgässer während der Arbeit an ihrem Roman „Märkische Argonautenfahrt“ Cordelia im Juni 1948 um „ganz reale Anschauungen“ aus den Konzentrationslagern. Die Tochter beginnt mit einer Antwort, bricht dann aber ab: „Ach Mama wie konntest du mich darum bitten. Wenn du darum schreiben willst, mußt du mindestens ein Dostojewskij sein.“

Die „Märkische Argonautenfahrt“ (1950) und der vorhergehende Roman „Das unaus-

löschliche Siegel“ (1947) sind heute nicht mehr ohne weiteres verständliche Bücher. Die theologische Poetik, die den Menschen zum Marionettendasein verurteilt, verstört. Doch es ist lohnend, sich mit dem Dualismus zwischen „Seele und Trieb“, dem Versuch, den antiken Mythos zu christianisieren, und Langgässers Deutung der Geschichte Deutschlands und der Deutschen „als Gericht, als Bußpredigt, als Läuterung“ auseinanderzusetzen. Hinter Langgässers Religiosität, die der Kirche zu un-

christlich (und zu erotisch) und der Literaturkritik zu katholisch war, steht die sich aus großen Traditionen nährende Weltmystik des modernen homo religiosus, der zwischen Freiheit und Gnade, Schuld und Sühne, Geheimnis und Aufklärung geworfen ist. Dieses „Gedächtnis der Frömmigkeit“ (so Wolfgang Frühwald, dessen Buch der Autorin entgangen ist) ist in den besten Erzählungen Langgässers, „Merkur“, „Saisonbeginn“, „Glück haben“, gut aufgehoben. *Michael Braun*

ZU DIESEM HEFT

Mit „Caritas in Veritate“ knüpft Papst Benedikt XVI. an die große Tradition der katholischen Soziallehre an. REINHARD MARX, Erzbischof von München und Freising, interpretiert die Sozialenzyklika als einen Arbeitsauftrag für die Gestaltung von Politik, Gesellschaft und Wirtschaft.

Zeitgleich mit Ignatius von Loyola setzte sich Johannes Calvin in Paris mit der Scholastik französischer Provenienz auseinander. EVA-MARIA FABER, Professorin für Dogmatik und Fundamentaltheologie an der Theologischen Hochschule Chur, würdigt sowohl den Ordensgründer wie auch den Reformator als Vertreter einer existentiellen und erfahrungsbezogenen Theologie.

Der Relativismusvorwurf Papst Benedikts XVI. richtet sich an die Beliebigkeit der Zeit. PATRICK BECKER, Geschäftsführer der Agentur für Qualitätssicherung und Akkreditierung kanonischer Studiengänge (ADAST) und URSULA DIEWALD, Diplomtheologin, grenzen die Pluralität der Postmoderne gegen konturlose Beliebigkeit ab und verbinden sie mit einem überprüfbaren Wahrheitsanspruch.

Der Bologna-Prozeß, der einen europäischen Hochschulraum für inzwischen 46 Staaten schaffen soll, ist zehn Jahre alt. Er führt zur grundlegenden Neugestaltung der Universitätslandschaft. PETER NEUNER, Professor für Dogmatik an der Universität München, beschreibt und bewertet die Maßnahmen der Reform besonders im Blick auf die theologischen Fakultäten in Deutschland.

Der Vielvölkerstaat Nigeria steht im Fokus der Kampagne zum Sonntag der Weltmission am 24. Oktober 2009, an dem die Anfang des Monats beginnende zweite Afrikasynode in Rom beendet wird. KLAUS VELLGUTH, Professor für Missionswissenschaft an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar, skizziert die Situation in dem westafrikanischen Land, das von extremer Armut, ethnischen und religiösen Konflikten geprägt ist.